



HANSJÖRG FRÖHLICH

WIR LAGEN VOR MADAGASKAR UND HATTEN FRANZ WEST AN BORD

TEILE 1 - 5.4

Wir lagen vor Madagaskar und hatten Franz West an Bord

Teil 1

Es war meine erste Nacht in einem neuen Land. Nach einem erschöpfenden Flug hatte ich im „Coin des Pirates“ eingecheckt, ein Guesthouse im Zentrums Antananarivos mit überwiegend erfreulichen Tripadvisor-Bewertungen. Man hatte mir ein Doppelzimmer zugewiesen, dem es an nichts fehlte und das durch einige geschnitzte Holzmasken sogar einen musealen Charakter aufweisen konnte. Ich lag im Bett, hatte nach ausführlicher Robinson Crusoe-Lektüre gerade das Licht gelöscht, als sich jemand an meiner Zimmertür zu schaffen machte. Von der aufziehenden süßen Schwere des Schlafs beruhigt und von ersten Traumfetzen abgelenkt, gab ich bereitwillig der Vermutung nach, dass sich ein anderer Gast im Zimmer gerirt haben wird. Doch schon nach wenigen Minuten wurde meine Tür aufgehebelt, ging die Deckenlampe an und vor meinem Bett stand ein unrasierter Mann mit auffallend hoher Stirn, der sich als Franz West vorstellte. Im Türrahmen kauerte ein pygmäenhafter Madagasse in Pagenkleidung. Seine beschwichtigenden Gesten begleitete ein versöhnlicher Sing-Sang, der answoll, als ich mich erhob und Anstalten machte, mich zu beschweren. Franz West unterbrach meine Initiative und zog sich mit dem Pagen zur Beratung auf den Hotelflur zurück. Wie sich herausstellte hatte das Rezeptionsteam mein Zimmer zweimal vermietet, die Tagschicht überließ es Franz West, die Nachtschicht übergab es an mich – ein in Madagaskar durchaus übliches Verfahren, das der Verdoppelung der garstigen Löhne dient. Franz West handelte einen Kompromiss aus, wir erhielten die Hälfte des Zimmerpreises zurück, plus

eine Flasche Dzama Noire Cuvée Ambre-Rum. Nachdem wir behelfsmäßig die Zimmertür wieder in die Angeln gehoben hatten, ließen wir uns zufrieden in der Sitzecke nieder, um uns miteinander vertraut zu machen.

Seinen eigenen Angaben zufolge reiste Franz West quer durch Madagaskar, wurde dabei dreimal überfallen, und verlor doch keinen einzigen Cent, da er keine Brieftasche, keinen Geldgürtel, ja, keinerlei Barschaft bei sich trug. Stattdessen hatte er kleine Saphire und Rubine in seiner mittels eines Blasenkatheters trockengelegten Harnröhre versteckt. Wann immer er eine Rechnung zu begleichen hatte, zog es sich auf eine Toilette zurück, stülpte eine Brechtüte der Fluglinie Air France über sein Gemächt und schüttelte einige der Preziösen heraus. Daher genoss er unter den Madagassen mittlerweile den Ruf, der einzige unausraubbare Europäer im Land zu sein. Ich hielt es für eine gute Entscheidung, mich für meine Reise einem solchen Mann anzuschließen, der neben einem plumpen Französisch auch einige Takte des äußerst verwirrenden Malagasy sprach. Auf einem Zettel hatte ich eine Liste von Orten angelegt, wo es zu rätselhaften Erscheinungen kommt, die ich einer Erklärung zuführen mochte, wo Wunder geschahen, die einer genauen Prüfung harren, und wo andere Kuriositäten meine ungeteilte Aufmerksamkeit verdienten. Nach einem flüchtigen Blick auf diese Liste sagte Franz West zu, mich dorthin begleiten zu wollen, ihm ginge es „nur darum zu Reisen, egal wohin“, er wolle halt „ständig in Bewegung sein“.

Unser erster Trip führte in das Dorf Antetezanfany im nördlichen Bergland Madagaskars. Der Weg dorthin war beschwerlich, schon nach wenigen Kilometern ging die Hauptstraße in eine matschige Piste über, die das völlig überladene Buschtaxi nur mit Mühe bewältigte. Oft mussten die etwa zwanzig Insassen aussteigen und schieben. Franz West und ich konnten sich dieser Aufgabe nicht entziehen, sonst hätten die schiebenden Fahrgäste gemeutert, was die Weiterfahrt erheblich verzögert hätte. Bis zu den von Blutegeln besiedelten Knöcheln in Schlamm watend, von Moskitos gepiesackt und vom Waschküchenklima des Dschungels in einen infernalisch schwitzenden Schwamm verwandelt, brach Franz West einige Male die Moral weg: „Was willst Du eigentlich in diesen blöden Saukaff?“, stieß er hervor, während er sich wütend gegen die Heckklappe des Toyota-Vans Baujahr 1973 stemmte. „Es gibt in diesem „Saukaff“ einen erstaunlichen Brauch, den es zu dokumentieren und erforschen gilt: Alle Dorfbewohner knöpfen ihre Hemden auf dem Rücken zu!“, antwortete ich Franz West, der gerade in einer Wolke aus Dieselabgasen verschwand. Ich hatte von dieser Sitte vor Jahren in einem halbakademischen Bericht über Kleiderordnungen südlich des Äquators gelesen und hoffte nun, dass sich dieser Brauch gehalten hat. Ich war in dieser Hinsicht aber recht zuversichtlich, der Abgeschiedenheit des Ortes wegen. Für gewöhnlich nimmt die Moderne keine 72-stündige Fahrt durch den Dschungel auf sich, sondern gelangt nur dorthin, wo die Asphaltstraßen hinführen. Schon wenige Kilometer vor Antetezanfany stiegen Menschen mit hinten zugeknöpften Hemden zu. Ich atmete erleichtert auf und zeigte dem seit Stunden in einer seltsam kindlich-stoischen Haltung vor sich hin schmollenden Franz West die „Alles Bingo“-Geste.

Gleich nach der Ankunft in Antetezanfany bezogen wir mangels anderer Alternativen ein Zimmer im örtlichen Hotely Gasy, einer überall in Madagaskar anzutreffenden Einrichtung, die die drei gastronomischen Hauptdisziplinen, Hotel, Restaurant und Stundenhotel, in sich vereint. Meist handelt es sich dabei um eine schäbige Bruchbude, die als „Plat du Jour“ Reis mit Soße serviert und Kredite an notorische Spielernaturen und Ehebrecher vergibt. Während Franz West in der dem Hotely Gasy angeschlossenen Bar noch zu Kräften kam, stellte ich meine Reisetasche in den Brettverschluss und begann sofort mit der Erkundung der Kleiderordnung der Hiesigen. Schon auf der Straße zum Brunnen, dem Zentrum eines jeden madagassischen Dorfes, traf ich auf einige Hintenzugeknöpfte. Ich sprach sie sofort auf ihre ungewöhnlichen Hemden an, wollte wissen wie es zu diesem wohl einzigar-

tigen Brauch komme. Schnell wurde klar, dass hier mit Französisch nichts auszurichten war, in Ermangelung einer anderen Sprache – Franz West war ja noch in der Bar – begann ich heftig zu Gestikulieren. Ich deutete übertrieben auf die rückwärtigen Knopfleisten der Stammesmitglieder und malte dick geschwungene Fragezeichen in die Luft. Es entstand ein kleiner Aufruhr. Einige der Dorfbewohner interpretierten meine Gesten als feindlich gesonnener Versuch der Hexerei, andere lachten sich schlapp, entweder, weil sie die Unmöglichkeit zu kommunizieren verlegen machte, oder weil sie es bizarr fanden, dass ein Vazaha (madagassisch für weißhäutiger Ausländer) eine solch clowneske Showeinlage darbot. Jedenfalls stürmte nun ein langgewachsener Dorfbewohner mittleren Alters auf mich zu, rief „À votre service, Monsieur!“ und drückte mir seine Hand in die meine. Noch bevor ich dazu kam seine ganze Erscheinung zu prüfen, war mir klar, dass es sich bei dem Mann um einen Gelehrten oder gar Intellektuellen handeln musste: Nie hatte ich einen ausgewachsenen Menschen mit derart weicher Fingerhaut angetroffen. Ich hielt die Hand eines Konfirmanden. Er stellte sich mir als „Celui qui mange la soupe“ vor, also als „Derjenige, der die Suppe isst“. Ich ließ mich von diesem ungewöhnlichen Vornamen nicht weiter beeindrucken, sondern kam gleich auf meine Herzensangelegenheit zu sprechen. „Monsieur, bitte weihen Sie mich in das Geheimnis der hinten zugeknöpften Hemden ein.“ „Gerne, lieber Vazaha. Schießen Sie los!“ „Handelt es sich bei dieser Kleiderordnung um eine regionale Mode, oder um Aberglauben, der auf ein historisches Initialgeschehen zurückgeht?“ „Darüber kann ich hier nicht sprechen Vazaha, kommen Sie mit!“ Celui qui mange la soupe nahm mich an seiner Konfirmandenhand und zog mich aus dem Pulk der Schaulustigen heraus. Nach wenigen Minuten erreichten wir sein Haus. Auf der Schwelle bat er mich die Schuhe auszuziehen und alle Gegenstände aus Metall in ein kleines Fach links der Tür zu legen. Instinktiv schaute ich mich nach einem Torbogen mit Metalldetektoren um, wie man sie aus der Fluggastkontrolle kennt. Celui registrierte meine Irritation und erklärte, „Metall ist hier fady, die Ahnen dulden kein Metall im Haus“. (Fady bezeichnet in Madagaskar einen Ort oder Gegenstand der mit einem rituellen Verbot belegt ist, ähnlich dem Tabu im indonesisch-pazifischen Raum. Über Verstöße richten die Ahnen.) Also legte ich meine Nagelfeile und die Eisvogellockrufpeife in das Kästchen neben der Tür. Celui führte mich in einen großen Raum. Auf drei Sofas verteilt saßen dort circa fünfzehn Leute. Als sie mich sahen, stellten sie schlagartig ihre jeweilige Betätigung ein. Eine junge Frau nahm ihr Baby von der Brust, zwei



Celui qui mange la soupe Antananarivo, Madagascar, 2013

Jugendlich hörten auf zu küssen, ein Opa erwachte. Der Rest der Familie war damit beschäftigt Tisches aus den Fasern der Raphiapalme zu weben, und hielt jetzt inne. Celui hob die Arme und sagte „Voila, la famille!“ Der Höflichkeit und der Verlegenheit halber fragte ich reihum nach ihren Namen, doch zu meinem Erstaunen hießen alle circa fünfzehn Personen „Ceux qui regardent lui mange la soupe“, also „Jene, die ihm beim Suppe essen zuschauen“. Ich war verblüfft, hielt mich aber der Etikette wegen mit Kommentaren zu einer eventuell ungerechten Auf-

„Keim der Tragödie“/Standaschenbecher, Madagascar, 2013



teilung der Nahrungsmittelressourcen zurück. Mir blieb auch keine Zeit für moralische Belehrungen, denn Celui drängte mich auf eine hinter dem Haus anschließende Terrasse. Dort befand sich ein etwa ein Meter hoher Standaschenbecher aus Metall, der mit einem Kleber versehen war, der ihn als chinesisches Produkt auswies. „Das ist der Stein des Anstoßes, der Keim einer Tragödie, die den Untergang unseres Nachbardorfes Andrebabe besiegelte!“ Celui monologisierte jetzt heftig, meine Zwischenfragen wischte er mit ungestümer Geste weg, ich konnte nur zuhören und versuchte geschickt dem Speichelregen auszuweichen, der Nebenprodukt seiner echauffierten Redeweise war. Wie sich herausstellte kamen vor etwa zwanzig Jahren chinesische Geschäftsleute ins Dorf Andrebabe und schlugen den Bewohnern vor, Standaschenbecher zu produzieren. Metall gab es in der Erde, Erzhitzen und Gießereien waren schnell gebaut und die Dörfler lernten begierig die Technik des Aschenbecherbaus, auch weil sie die monotone Feldarbeit, die sie seit Generationen verrichteten, satt hatten. Weil aber beim letzten Fertigungsschritt, dem Polieren der Metalloberfläche, dem sogenannten Finish, das in gebückter Haltung ausgeführt werden musste, immer wieder die Knöpfe der Arbeiterhemden, die gerade polierte Fläche zerkratzte, baten die Chinesen die Dörfler, ihre Hemden und Blusen hinten zu knöpfen. Die Dörfler willigten ein, obwohl der eine oder andere darauf hinwies, dass es ein Problem mit den Ahnen geben könnte. Doch auf diese paar Spaßbremsen hörte keiner, zumal die verkehrten Hemden auch noch Freude bereiteten. Da man ein hinten geknöpftes Hemd schlecht selbst knöpfen kann, entstanden in den Familien und unter den Paaren neckische Spiele und neue Anlässe zur Heiterkeit, wie zum Argwohn. Welches der neun Kinder darf heute dem Papa das Hemd zuknöpfen? Was bedeutet es, dass mein Liebhaber mir heute die Bluse versetzt zugeknöpft hat? Was bedeutet es, wenn ich beim Zuknöpfen des Hemdes meines Mannes heute Morgen absichtlich einen Knopf ausgelassen habe, er aber mit gänzlich geschlossener Knopfleiste abends zurückkehrt?

Jedenfalls währte die neue Zeit nicht lange, erst gingen die Chinesen und dann meldeten sich die Ahnen. Die Chinesen gingen an einen Ort auf den Komoren, wo die Löhne noch niedriger und die Dörfer noch dörflicher waren. Die Ahnen aber belegten das gesamte Dorf Andrebabe, jeden einzelnen Bewohner, mit einer Verdammung zur unendlichen Scham. Und zwar, weil sie gegen das Fady, also das Verbot, des Rückwärtslaufens verstoßen hätten. Für die Ahnen – alle hochbetagte Verstorbene mit schwacher Sehkraft – sah es wegen der



Ceux qui regardent lui mange la soupe, Mahajanga, Madagascar, 2013

hinten geknöpften Hemden so aus, als würden die Dörfler rückwärts laufen. Das Urteil der Ahnen ist in Madagascar unantastbar, daher schämen sich die Bewohner Andrebabes seither tagein und tagaus.

„Wenn die Hintengeknöpften aber alle aus dem Nachbardorf Andrebabe sind, was machen sie dann hier in Antetazanfany?“ Endlich ließ Celui eine meiner Zwischenfragen gelten: „Sie sind nur tagsüber hier, um Waren zu tauschen, vor Einbruch der Dunkelheit kehren sie in ihr Dorf zurück, das noch nie ein Auswärtiger gesehen hat.“ Bei diesen Worten erhob ich mich, schnappte meine Nagelfeile sowie die Eisvogellockruffeife und stürmte auf die Straße. Es war mittlerweile Spätnachmittag. Am nördlichen Dorfausgang sah ich einige Hintengeknöpfte Richtung Andrebabe laufen. Mit einigem Abstand folgte ich ihnen. Um keinem einen Anlass zu Misstrauen oder gar zu einem Schamanfall zu bieten, riss ich mir das Hemd vom Leib und zog es verkehrt wieder an. Nach einer Viertelstunde erreichten wir eine Bergkuppe, von der in der Ferne ein Dorf zu sehen war. Andrebabe lag da in metallischem Glanz. Wo dieser gleisende Schimmer herrührt, konnte ich nicht ausmachen, dazu war die Entfernung noch zu groß. Im Bewusstsein, kurz vor der Lösung eines Jahrzehnte

alten Rätsels zu stehen, zupfte ich etwas verlegen mein verkehrt getragenes Hemd zurecht und schritt in Erwartung des Triumphes kräftig aus. Doch schon nach wenigen Metern waren sowohl die Hintengeknöpften, wie auch das gleisende Andrebabe verschwunden. Ein Dorf das von der Ferne betrachtet einladend wirkt, das jedoch verschwindet, sobald man sich nähert. Celui qui mange la soupe hatte Recht: Unter den Augen eines Auswärtigen duckt sich das ganze Dorf vor Scham weg, löst sich schambeding in Nichts auf. Ohne weitere Verzögerung kehrte ich in das Hotely Gasy zurück. In der Bar traf ich Franz West an. Er schlummerte in den Armen einer Frau, deren Bluse vorne aufgeknapft war. Ich weckte meinen volltrunkenen Reisepartner mit ein paar Stößen in die Eisvogellockpfeife und berichtete über die Vorkommnisse und Erkenntnisse des Tages. „Das Rätsel um die hinten zugeknöpften Hemden ist gelöst, unsere Mission erfüllt. Wir nehmen das nächste Busstaxi nach Südwesten, wo weitere Aufgaben auf uns warten“, schloss ich meine Rede. Franz West murmelte etwas Unverständliches.



Wir lagen vor Madagaskar und hatten Franz West an Bord

Teil 2

Schon wenige Stunden später saß ich mit einem noch etwas verwelkten Franz West im einzigen geöffneten Cafe am Taxiplatz. Auf dem morschen Holztisch vor uns standen zwei Tassen mit Beuteltee. Zu dieser frühen Stunde, es war kurz vor 2 Uhr, parkte lediglich ein Buschtaxi auf der ungepflasterten Straße, links und rechts davon spielten einige Gestalten im Licht von zwei kleinen Lagerfeuern Karten. Die Abfahrt verzögerte sich, da die angestrebte Zahl von 20 Passagieren noch nicht erreicht war. Ungeduldig rührte ich in meinem Tee, hob den Kopf und versuchte den matten Blick meines Reisegefährten zu anglen. Doch Franz West starrte weiterhin trübselig in seine Tasse. „Könntest du nicht langsam mal ein wenig Frische zeigen? Große Abenteuer stehen bevor und du hängst auf deinem Hocker, schlaff wie ein Lemur.“ „Dies ist das Land der Lemuren, Partner! Komm mir nicht mit deinem schnöden Aktionismus. In Madagaskar lässt man es langsam angehen, Mora-Mora, du weißt schon.“ „Wir sitzen hier in dieser Bruchbude, trinken Beuteltee, der Buschtaxichauffeur macht keine Anstalten auch nur den Motor anzukippen, nein, er ist noch nicht einmal

aufgetaucht, und du meinst, ich soll ruhig bleiben?“ Ich rührte energisch in meinem Tee bis der Beutel platzte. „Ist doch egal ob wir hier früher oder später wegkommen, das nächste Kaff sieht eh' gleich aus!“ „Nein ist es nicht! In vier Stunden wird es hell, vorher sollten wir die Berge von Mampikony erreicht haben. Dort erwartet uns ein noch ungeklärtes Phänomen – der Ort des ständigen Lichts!“

Es handelt sich hierbei um Hitravato, ein kleiner Weiher mit vielleicht fünf bis acht Hütten in dem es immer taghell ist, auch in einer mondlosen Nacht. Die etwa 100 Einwohner können sich die Dauerbelichtung selbst nicht erklären, regen sich aber nicht groß auf, sondern haben sich mit dem Umstand arrangiert. Wenn sie sich Schlafen legen, stecken sie ihren Kopf in einen Heuballen. Da es aber in der kargen Berglandschaft nicht genug Heu gibt, teilen sich jeweils vier Einwohner einen Ballen. Ein jeder steckt seinen Kopf aus einer anderen Windrichtung in das Bündel, so dass das Schlafarrangement einem Kreuz gleicht. Vor Jahren las ich im Internet einen Bericht über die ungleichmäßige, in den Augen der

Autoren, ungerechte, Verteilung des Lichts auf unserem Planeten. Dort fand Hitravato Erwähnung – als hellster Ort überhaupt. Ich war sofort elektrisiert von einer schillernden Beschreibung eines Missionars, der Anfang des letzten Jahrhunderts zufällig in den Ort kam. Padre Francisco näherte sich, nur von einem Maultier begleitet, zu nächtllicher Stunde dem Bergdörfchen, nahm ein schrilles Krächzen wahr, drehte sich zur Lautquelle hin und blickte geradewegs in den Rachen eines recht großen Chamäleons. Blitzschnell schnellte aus diesem knallroten Schlund eine muskulöse Zunge auf den verdutzten Missionar zu und schnalzte direkt vor dem Gesicht des Glaubensboten richtig, richtig laut. Als der mächtige Zungenknall verklungen war, war plötzlich alles taghell – das Tal, das Maultier und die Glatze des Padre. Von forschendem Geist überwältigt, lief der Gottesmann sogleich einige Male vor und zurück, um den Effekt zu wiederholen. Dies setzte ihn in den Stand, folgenden geschichtsträchtigen Satz zu notieren: „Mich wähnt es sei hier eine Schwelle gefunden, die Licht und Finsternis teilt, wie ein Kamm den Scheitel. An ihrer Pforte sitzt ein garstig Schuppenkriechtier.“ Als der Padre wenig später im Dorf Hitravato einlief, traf er auf ausgelassene Einwohner, die ihm sogleich sein Maultier wegnahmen. Geschickt schabten die Dörfler hauchdünne Scheiben von den Maultierhufen und fertigten daraus Sonnenbrillen.

Endlich befanden wir uns auf der Fahrt zu diesem Dorf der Wunder. Das Buschtaxi schaukelte durch die Nacht, die Passagiere dösten laut auf ihren Sitzen und Franz West machte mir Vorhaltungen. Wie ich so grausam sein könnte, ihn ohne jeden Aufschub vom Ort seines Glücks zu entfernen. Schließlich träfe man eine Frau wie Sentia nicht alle Tage. Ich appellierte an seine Menschenkenntnis: er möge doch in Betracht ziehen, dass Sentia längst mit dem Nächstbesten in der Bar neben dem



An dieser Stelle unterschrieb Franz West die Unterlassungserklärung: Île aus Nattes, Madagaskar, 2013

Hotely Gasy säße. Franz West blickte mürrisch, nahm eine Embryonalstellung ein und schwieg. Draußen war es immer noch stockdunkel. Die angenehm kühle Nachtluft zirkulierte im weitgehend fensterscheibenlosen Buschtaxi. Vom Fahrer kamen beruhigende Signale, er rauchte und hustete abwechselnd – ein Zeichen dafür, dass er nicht schlief. Ich ließ mich tief in meinen Sitz rutschen und harrte der Dinge. Doch als wenig später das Bodenblech des Toyotas immer regelmäßiger Kontakt mit dem Untergrund aufnahm, war mir klar, dass wir die Piste verlassen hatten und nun auf felsigem Grund Richtung Hitravato holperten. Und keine fünf Atemzüge später war es urplötzlich taghell. Kein Chamäleon, kein Padre, keine Pforte, kein Kamm und kein Scheitel: Schlagartig wurde es tageshell. Im Buschtaxi wurde dieser frappierende Wandel der Lichtverhältnisse kaum gewürdigt, die Mitreisenden zogen praktisch unisono ihre Sonnenbrillen auf und dösten weiter. Franz West aber schreckte auf, stellte sich auf seinen Sitz und hob zu folgendem Minnesang an: „Es gibt keinen Zweifel: Das ist das Licht der Liebe! Oh Sentia, du hast den funkelnden Glanz deiner Herzkammer über die Berge zu mir geschickt! Jene geschmeidige Textur



Zum Schutz vor dem immerwährenden Licht tragen die Bewohner Hitravatos eine Paste aus Baumrinde auf. Madagaskar, 2013

deiner bejahenden Gefühle! Oh, du nachtschwarze Blüte des Lebens, ich möchte Liebe machen mit dir – in einem Bungalow aus Rosenholz. Oh, du Jungbrunnen – ich möchte das Soma, den Lebenssaft aller Wesen, aus deinem Nabel trinken! Füttere mein darbendes Herz mit der Speise deiner Lippen, maßregle mich mit deinen Blicken, lass mich dein Stallknecht sein. In deinen Augen, Sentia, sehe ich eine Zukunft, die es nicht geben kann, nicht für mich, nicht für dich, nicht für diese Welt. Und doch, wie kann etwas falsch sein, das sich so richtig anfühlt? Oh Sentia, du Immergrüne, ich gehe in den Knast für dich, einzig: sei du meine Wärterin und ich werde mein Lebtag frohlocken. Oh Sentia, du Leuchtspurgeschoss der Liebe, deiner glühenden Fährte möchte ich folgen.“

Sobald Franz West geendet hatte, lies ich den Wagen anhalten und bedeutete meinem Reisepartner mit unmissverständlicher Geste, mir ins Freie zu folgen. „Hast du einen Dachschaden? Wie kann eine kleine Madagassin dir den Kopf so verdreht haben, dass nur noch Grütze rauskommt? Wir befinden uns auf dem zweiten Höhepunkt unserer Reise, haben soeben das Licht von Hitravato erblickt, stehen kurz vor

der Lösung eines jahrhundertealten meteorologisch-physikalischen Rätsels, und du stimmst einen jämmerlichen Schmachtsong auf eine mutmaßliche Dirne an!“ Franz West rieb sich eine purpurfarbene Träne von der linken Wange, ging zu Boden, wechselte in die Embryonalstellung und schwieg. Ich aber kramte in meiner Umhängetasche nach einem Blatt Papier und füllte es mit wenigen Zeilen. „Franz West“, rief ich mit fester Stimme, „ich brauche deine Unterschrift!“ Doch der Unröstliche regte sich nicht. Um ihn aus seinem Oxytocin-Koma zu holen, stieß ich dreimal kräftig in meine Eisvogellockrufpfeife. Als er endlich zu sich kam, ließ ich ihn folgende Unterlassungserklärung unterschreiben: 1. Wir gehen nicht in den Knast. 2. Wir fallen nicht in Liebe. 3. Wir folgen niemandens glühender Fährte. 4. Schmachtsongs gehen gar nicht. 5. Embryonalstellungen sind Kommunikationsverweigerung und damit psychische Gewalt gegenüber dem Mitreisenden.

Franz West unterschrieb mit schwacher Hand. Unter dem Murren der übrigen Fahrgäste bestiegen wir das Buschtaxi. Die verbleibende Teilstrecke nach Hitravato, etwa eine halbe Stunde, nutzte ich, um Franz West ein wenig aufzubauen. „Man kann das ja alles verstehen, lieber Franz: Das fremde Land, die entbehrungsreiche Reise, die fremden Zungen, die ambivalenten Reizmuster, die vielen Wunder, Rätsel und paradoxen Phänomene. All das kann einen schon mal aus dem Gleis bringen. Aber sieh' doch Franz, du ziehst seit Monaten durch dieses Land, hast, furchtlos und wacker, drei Überfälle überstanden ohne Schaden zu nehmen und giltst seither als der unausraubbare Europäer. Franz, diese Stärke schlummert noch in dir! Besinne dich doch einfach auf den Leitspruch deines Familienwappens: Nul bien sans peine! Nicht umsonst hat dein Vater dir im Alter von fünf Jahren euer Familienwappen auf deine noch unbehaarte Brust tätowieren

lassen! Er wollte deine Moral stärken, wollte dich wappnen für klägliche Umstände wie diese. Klar Franz, noch hat diese Frau eine große Macht über dich, doch wenn du deine Hand auf das Tattoo legst und Nul bien sans peine vor dich hin flüsterst, wird Sentias Kontrolle alsbald schwinden. Außerdem verspreche ich dir, wenn wir das Rätsel um den Ort des ständigen Lichts gelöst haben, fahren wir erst mal ans Meer und machen so richtig Urlaub.“

Das Buschtaxi fuhr langsam in Hitravato ein. Der Chauffeur musste seine Fahrkünste unter Beweis stellen, denn überall lagen schlafende Dörfler auf dem Platz. Es war nicht einfach, den sternförmig aus Heuballen ragenden Körpern auszuweichen. Ich sprang aus dem Toyota und begann sofort mit ersten Untersuchungen. Das Licht in diesem Dorf war tatsächlich extrem hell, doch etwas stimmte nicht. Es kam nicht wie gewöhnlich vom Himmel, also von oben, sondern allem Anschein nach von der Seite, genauer: von allen Seiten. Ich überprüfte diese These zunächst an meinem Schatten. Doch so sehr ich auch den Boden unter meinen Füßen absuchte, ich konnte keinen finden. Also stellte ich mich vor die Wand einer Hütte, und siehe da: meine tiefschwarze Silhouette zierte den Bretterschlag, und die Front der Baracke schräg neben mir auch, und die Wand der Bruchbude auf der gegenüberliegenden Straßenseite ebenfalls: Schatten, überall Schatten. Ich hatte tausend Konturen, Umrisse und Profile auf allen vertikalen Flächen des Dorfes hinterlassen. Sobald ich mich auch nur minimal bewegte, ahmten mich tausende tiefschwarze Umrissgestalten nach. Ich kam mir vor, wie der zentrale Protagonist in einer dieser ostasiatischen Simultanveranstaltungen, wo ein ganzes Stadion, die Gesten des Generalsekretärs imitiert. Mir wurde ein wenig mulmig zumute, ich spürte wie die mentalen Symptome einer multiplen Persönlichkeitsstörung sich meines ansonsten gutausgebildeten

Realitätssinnes bemächtigten. In solchen prekären Momenten, wenn man gezwungen ist zu beobachten, wie sich die eigene Urteilsfähigkeit verabschiedet, entwickelt man einen großen Durst. Einen Durst nach Informationen, die auf Fakten gründen, welche der eigenen Bewertung nicht unterliegen. Ich verspürte also einen mächtigen Durst nach belastbaren Zahlen, nach Messwerten, nach Daten. Also zückte ich meine Kamera. Hielt ich sie gen Firmament, zeigte mein Belichtungsmesser einen mittleren Wert an. Schwenkte ich jedoch auf die umliegende Berglandschaft, erhielt ich einen sehr hohen Belichtungswert. Daraus schloss ich, dass das Licht irgendwie aus den Bergketten kommen musste, in deren Mitte Hitravato wie auf dem Grund einer Schüssel lag. Sofort rief ich Franz West zu mir, der gerade damit beschäftigt war, die Dorfbewohner wachzurütteln, um sie als geduldige Zuhörer für seine tränendrüsenlastige Liebeslyrik zu gewinnen. „Franz komm bitte her und bring dein Fahrtenmesser mit. Wir müssen Bodenproben nehmen!“ Geschwind liefen wir zu nächstgelegenen Bergflanke und kratzten an der nur sehr dünnen Humusschicht. Schlagartig traf uns ein Licht von ungewöhnlicher Intensität. Der nun geistesge-

Philibert Tsiranana vertont Franz Wests Schmachtsongs.





HJA, HJA, Mahajanga, Madagaskar, 2013

genwärtige Franz West reichte mir eine ortstypische Sonnenbrille aus Maultierhuf. Was wir mit dem Fahrtenmesser freigelegt hatten war kein Gestein oder Geröll, wie man es an unspektakuläreren Orten dieser Welt erwarten würde, nein, es war pures Kristall! Um die Aussagekraft dieser einen Probe zu erhöhen, schickte ich Franz West zu einer Bergflanke auf der gegenüberliegenden Seite des Tals. Ich beobachtete sein Tun durch das Zoomobjektiv meiner Kamera: Franz West kniete nieder, scharrte im Grund, drehte sich in meine Richtung und machte die „Alles Bingo“-Geste. Nun waren es nur noch zwei Gedankenschritte zu Lösung des Rätsels um den Ort des ständigen Lichts. Ich spürte wie die Grandezza des erfolgreichen Forschungsmoments, des Heureka, meine Hirnanhangdrüse flutete. Ich nahm Haltung an und formulierte folgenden Befund: In den Mythen des pazifischen Inselvolkes Tamra Mura findet sich eine Erzählung von einer vor Jahrtausenden eingetretenen Beinahe-Apokalypse. Der leider nur oral weitergetragenen Bericht fokussiert auf den Einschlag eines monumentalen „tausend Sonnen hellen“ lanzenförmigen Quarzbrockens auf der Erde. Dieses Riesenkristall bohrte sich in unseren Planeten und blieb stecken

– gerade so, wie Wilhelm Tells Pfeil im Apfel. Der Einschlagort liegt auf einer unbewohnten Insel mitten im Pazifik, etwa zwischen Hawaii und Mexiko. Genau auf der gegenüberliegenden Seite der Erdkugel ragt das Kristall aus dem Boden – und dort liegt Madagaskar, genauer: Hitravato. Der mächtige Kristall, welcher seither kerzengerade in unserer Erde liegt, ist von hoher Güte und großer Reinheit und daher, gleich einem Glasfaserkabel, geeignet, Licht ohne Verlust weiterzuleiten. Jenes Licht, das in Hitravato die Nacht zum Tage macht, ist also durchgeleitetes Tageslicht der Region mittlerer Pazifik.

Ich wollte diesen Moment der Erkenntnis gebührend ausschöpfen, wollte ungestört noch ein wenig die klare Luft des alledurchdringenden Forschergeistes atmen, doch schon sah ich eine Hundertschaft aufgebracht Dorfbewohner auf mich zu rennen – bewaffnet mit furchteinflößenden Utensilien aus der Landwirtschaftsbranche. Die erzürnten Bauern hatten mich fast schon erreicht, als neben mir Franz West im Toyota auftauchte. Ich sprang auf den Beifahrersitz und Franz gab Gas. „Was regen die sich so auf?“, fragte ich Franz, der mit triumphierendem Grinsen dem wütenden Mob auswich. „Wir haben gegen ein Verbot der Ahnen verstoßen, es ist hier fady in der Erde zu graben. Wer es trotzdem tut, wird mindestens mit Verbannung belegt oder gleich bei lebendigem Leibe verbrannt. Das heißt, wir können nie wieder nach Hitravato zurückkehren.“ Wir hatten zwar das Rätsel gelöst, uns aber den Weg verbaut, der zur Nutzung dieser Erkenntnis führt; sprich zur Urbarmachung dieser Kristalle. Außerdem hatten wir uns den Zorn der Ahnen zugezogen, was uns trotz aller persönlicher Missbilligung des Aberglaubens, gleichwohl mit Unbehagen erfüllte. Wir waren an diesem Tag also nur mäßig erfolgreich, doch was kann man schon von einem Tag erwarten, der mit Beuteltee begann.



Er kann es kaum glauben: Franz West ist in der Stadt



Wir lagen vor Madagaskar und hatten Franz West an Bord

Teil 3

Franz West war durchgefahren. Hatte die 28 Stunden Fahrt von den Bergen zur Ostküste Madagaskars abgespult wie ein schlafloser Zombie, und aus dem Toyota rausgeholt, was aus dem 74er Baujahr rauszuholen war. Die zurückliegenden Tage waren Stress pur. Die Lösung des Rätsels um die hinten zugeknöpften Hemden, und erst recht die Entdeckung des Riesenkristalls im Dorf des immerwährenden Lichts, hat uns viel Kraft, und jede erdenkliche Moral gekostet. Wir hatten also beschlossen es fürderhin ein wenig ruhiger angehen zu lassen. Wollten nach den ereignisreichen Tagen mal so richtig Urlaub machen, mit Palmen, Meer und Barbecue-Sonnenuntergängen. Die von hübschen Baracken geprägten Vororte der Ostküstenhauptstadt Tamatave flogen vorbei, an den Kotflügeln des Toyotas klebten die Überreste von etlichen Insekten und den vier, fünf Säugetieren, die Franz West überfahren hat. Im Kühlergrill steckte

der Schädel eines Zeburinds, die mächtigen Hörner reichten in die Fahrgastzelle. Von meinem Sitzplatz aus blickte ich direkt in die Augen des Buckelrinds und konnte daher sehen, dass die Verwesung bereits eingesetzt hatte. Franz West bog scharf ab und brettete direkt auf den Strand. Wir sprangen aus dem Wagen und rannten ins Meer - unsere Kleider, ein Geschenk an den Wind. Was für eine Wohltat, nach Tagen der Entbehrung, des Ungewaschenseins, in den erquickenden Fluten zu toben. Franz war ganz aus dem Häuschen, tauchte ein und wieder auf, trällerte spontan gedichtete Verse und machte die „Alles Bingo“-Geste.

Wir lagen im warmen goldenen Sand, erholten uns ein wenig, dösten rum, und warteten bis unsere Kleider trocknen, die nach einer resoluten Salzwasserbehandlung auf den breiten Armen einer Ravenalpalme hingen. Diese auch Baum der Reisenden genannte

Pflanze, bietet auf ihren langen Blattstielen Platz für die Wäsche eines ganzen Mietshauses. Da ihre Blätter grundsätzlich in Ost-West-Richtung wachsen, dient sie den hiesigen Autofahrern auch als grobes Navi. Am Strand war wenig Betrieb. Die Madagassen scheuen den direkten Kontakt mit dem Meer, wie die Bewohner vieler anderer Inseln auch. Touristen lassen sich erst recht nicht blicken, denn seit dem Putsch vor vier Jahren scheuen sie den Kontakt mit Madagaskar. Einige Surfer glitten durch die Dreimeterwellen, wahrscheinlich Söhne der regierenden Militärkaste, denn kein Gewöhnlicher kann sich in diesem Land ein Surfbrett leisten. Ich war gerade dabei meine Zehenzwischenräume von Sand zu befreien, als ein Surfer mit nur einem Bein aus dem Wasser kam. Er stützte sich auf sein Brett und hinkte den Strand entlang. Der Stumpf blutete erheblich. Mit einem leichten Schulterstoß machte ich Franz West auf den Versehrten aufmerksam. „Sieht mir nach einer Haiattacke aus. Muss ein großes Exemplar gewesen sein. Da fehlt ja bestimmt ein halber Meter Bein. Vielleicht ein Bullenhai“, spekulierte Franz. „Ich denke, Haie kommen nicht in Strandnähe.“ „Bullenhaie schon, sie nutzen auf ihren Beutezügen die schlechte Sicht im aufgewirbelten, seichten Wasser.“ „Wir waren doch gerade auch mindestens eine halbe Stunde im Wasser - warum hat es uns nicht erwischt?“ „Menschen gehören nicht zum ihrem Beuteschema. Wir sind zu schwer verdaulich. Unter Normalbedingungen greifen Haie keine Menschen an!“ „Aber Surfer sind doch auch Menschen!“ „Klar, aber der Hai sieht ja alles nur von unten, er hält das Surfbrett für eine Robbe und schlägt zu!“ „Hallo, wir sind hier knapp unterhalb des Äquators, hier gibt es keine Robben!“ „Das weiß der Hai doch nicht!“ Der Surfer war mittlerweile kollabiert, sein Board steckte aufrecht im Sand und wirkte wie ein Grabstein. „Sollen wir ihn zum Arzt fahren?“, fragte ich Franz West. „Vergiss es! Mit solch einer Wunde bist

du innerhalb von fünf Minuten leer! Der ist tot, noch bevor wir den Motor angelassen haben!“ „Oh Gott, was für ein schreckliches Stranderlebnis!“ „Wieso, er hatte an seinem letzten Tag doch noch tolle Wellen, Surfer nehmen das sportlich!“ „Was für ein sinnloses Ende! Da wäre es doch besser gewesen, wenn der Hai ihn ganz gefressen hätte. Dann wäre der Surfer wenigstens in die natürliche Nahrungskette eingegangen.“ „Wie gesagt, Haie fressen keine Menschen. Das war ein Versehen. Der Raubfisch dachte, da sei eine Robbe und hat mal einen Probebiss riskiert!“

Etwas betreten wandte ich mich von Franz ab. Seine Art die Dinge zu sehen, war mir zu abgeklärt. Ich blickte den Stand runter und sah, wie im seichten Wasser ein wohlproportionierter Mann mit einem beigen, flügelschlagenden Etwas rang. Es war schwer auszumachen was da vor sich ging. Die beiden waren umgeben von aufgepeitschtem Wasser. Immer wieder wurde der Mann fast vollständig von einem rautenförmigen Körper verdeckt. Ein seltsamer langer Schwanz schoss in die Luft und knallte wieder auf die Wasseroberfläche. Flügelartige Flossen malträtierten das aufgeschäumte Meer. Dann nahm der Tumult eine andere Wendung, und ich sah, wie der Mann, mittels einer letzten Anstrengung, im Liegen das kolossale Tier über die Wasserlinie hob. Es folgte ein markerschütternder Schrei. Jene Art von Schrei, die den Schreienden selbst überrascht, da er sich eines solchen Schreis nicht fähig wusste. Gleich danach watete der Mann aufrecht an den Strand. Vor seinem Oberkörper hing ein wild zappelnder Stachelrochen. Das giftige Schwanzende des Rochens steckte tief im Herzen des Mannes. Die zwei ungleichen Wesen waren wie durch eine Nabelschnur miteinander verbunden. Eine Nabelschnur freilich, die nicht, wie die zwischen Mutter und Kind, ins Leben führt, sondern eine, die aus dem Leben herausführt. Schon wirkte das Gift: Der Mann blieb stehen, erhob



Ein Elefant kurz vor dem Abheben. Nicht im Bild: der furchtbare Riesenvogel

seine Arme zum Himmel, blickte entgeistert in die Sonne, zog dann mit letzter Kraft den Stachel aus seinem Herz und starb. Franz West schnalzte mit der Zunge: „Das war perfekt choreographiert! Genau so musst du dir den Tod von Steve Irwin vorstellen.“ „Wer ist Steve Irwin?“ „Na, der berühmte Tierfilmer von Animal Planet TV. Seine Fans nannten ihn The Crocodile Hunter!“ Ich betrachtete noch immer die Szene am Strand: Der Leichnam des Mannes lag nun unter dem Rochen. In seinem durch Sauerstoffmangel bewirkten Todeskampf, schlug das Tier seine großen Schwimmflossen rhythmisch gegen den Brustkorb des Verblichenen. So entstand eine durchaus reizvolle, hypnotische Tonfolge, die mich vage an die dumpfen Klänge von Baumtrommeln erinnerte, wie sie bei schamanistischen Ritualen erschallen. „Ich sehe weit und breit kein Crocodile. Der Mann hier wurde von einem Rochen erledigt!“ „Genau wie Irwin. Er starb 2006 bei Unterwasseraufnahmen im Great Barrier Reef. Als er gerade einen Rochen filmte, stieß der ihm seinen Stachel ins Herz. Irwin kam hoch, zog den Stachel aus seiner Brust und starb – genau wie der Typ gerade eben.“ „Warst du etwa dabei, im Great Barrier Reef?“ „Nein, aber es gibt Filmaufnahmen die Irwins Tod dokumentieren. Kopien des Films wurden zeitweise für bis zu einer halben Million Dollar gehandelt. Irwin hatte

weltweit Fans. Schon wenige Tage nach seinem Tod gab es im ganzen Barrier Reef keinen einzigen lebenden Stachelrochen mehr. Ein paar fanatische Ultras unter Irwins Fans hatten zu einer blutrünstigen Vergeltungsmaßnahme aufgerufen.“ „Was für ein sinnloser Raubbau an der Meeresfauna, und das alles wegen einem unvorsichtigen Tierfilmer.“ „Du verstehst das nicht. Steve Irwin war Kult. Der Mann war ins Weiße Haus zu Bill Clintons Abschiedsdinner eingeladen – und lehnte dankend ab! Steve war dreimal hintereinander für die Wahl zum „Australier des Jahres“ nominiert und wurde in seinem eigenen Zoo bestattet! Das können nicht viele von sich sagen!“ „Ich wollte gar nicht in meinem eigenen Zoo bestattet werden, das wäre mir zu pathetisch.“ „Wie willst du das beurteilen? Du hast ja gar keinen eigenen Zoo!“ „Aber ich habe ein paar Zellen unter der Schädeldecke, die mir sagen, dass ich keinen eigenen Zoo brauche!“ „Schon klar, aber du weißt trotzdem nicht, wie es sich anfühlt, einen eigenen Zoo zu haben!“

Ich spürte wieder eines unserer ausufernden Streitgespräche heraufziehen, die immer damit enden, dass Franz West schmallend die Embryonalhaltung einnimmt und für Stunden unansprechbar ist. Daher begann ich damit, unsere Wäsche von der Ravenalpalme zu nehmen. Franz verstand dieses Signal zum Aufbruch sofort, legte die Kleider fein säuberlich zusammen und trug sie zum Toyota. Ich war froh diesen Strand des Grauens zu verlassen, schaute aber trotzdem noch einmal zurück. Die zwei Leichname wirkten in ihrem jeweiligen Umfeld wie arrangiert. Wie Monumente für etwas, das noch nicht begriffen ist, von dem gleichwohl schon eine Aura der Größe, der Drastik ausgeht: Ein Surfer, an dessen Kopfende das Surfboard mit dem Schriftzug Fanatic Shark Mono Swing steckte, und an dessen anderem Ende, am blutbesudelten Stumpf, einige Möwen zupften. Die Seevögel fraßen die herausgerissenen Fleischfetzen

jedoch nicht, sondern begaben sich damit auf die Spitze des Surfbretts. Von dort aus ließen sie die Fleischbrocken in den Mund des Leichnams fallen. Ein makaberer Schauspiel! Die Vögel, seit Äonen Symboltiere der Seele, fütterten den toten Surfer mit seinem eigenen Leib. Ein bizarres Ritual der postmortalen Selbstverpeisung, dessen Funktion und Deutung meinen Forschergeist vorerst überforderte.

Der andere Leichnam lag nach wie vor unter dem Rochen. Wegen der Totenstarre umklammerte der Fisch fest den Körper des Verblichenen. Ein Arm des Mannes ragte steil in die Luft, seine Hand umschloss den abgerissenen Giftstachel des Rochens und präsentierte – in einer Geste der Empörung – das tödliche Organ der Sonne. Die zwei so unterschiedlichen Lebewesen wirkten wie in Ekstase erstarrt. Wie ein rätselhaftes Mahnmal ohne konkrete Mahnung. Eine Skulptur, die exakt die feine Linie



Die Ravenalpalme speichert in ihrer fächerförmigen Mitte Wasser und wird daher Baum der Reisenden genannt

zwischen Leben und Tod markiert, jene Passage, die ein dritter vollwertiger Seinszustand ist. Einige Möwen zupften am ausgefransten Ende des Rochenschwanzes und trugen die Fischfleischbrocken zum Mund des toten Surfers. Unfähig diese komplexe Symbolik zu entschlüsseln, wendete

Der Taxiplatz von Tamatave





Hier noch auf zwei Beinen: Ein Surfer am Strand von Tamatave.

ich mich ab und schlenderte zum Toyota. Bevor ich einstieg, riss ich den Zeburindschädel vom Kühlergrill und warf ihn Richtung Meer.

Franz West fuhr im Rückwärtsgang die Strandpiste entlang und bog elegant auf die Hauptstraße ein. Die Strecke nach Tamatave bot traumhafte Ausblicke aufs Meer und auf den dichten Regenwald im Landesinneren. Links und rechts der nur behelfsmäßig asphaltierten Straße, standen fröhlich winkende Madagassen vor ihren einfachen, meist sehr hübschen, Palmdachhütten. Wir winkten begeistert zurück und warfen kleine Geschenke aus den Fenstern: Zigaretten, Kulis, Kaugummis und Einkaufswagen-Chips. Ich verständigte mich mit Franz darüber, demnächst ein Restaurant aufzusuchen. Es musste Tage her sein, als wir das letzte Mal eine vollständige Mahlzeit gegessen hatten. Daher hielten wir es

zunächst für eine Hungerhalluzination, als circa 500 Meter vor uns am Himmel ein Riesenvogel auftauchte, der eine nicht geringer dimensionierte Gestalt in seinen Fängen trug. Franz fuhr rechts ran, zückte seine Kamera und zoomte voll aus. „Es handelt sich um einen Elefant!“ „Franz, in Madagaskar gibt es keine Elefanten!“ „Sieh selbst, wenn du mir nicht glaubst.“ Ich nahm die Kamera und es bestand kein Zweifel. Unter den buschig gefiederten Beinen des Vogels hing ein verängstigt dreinschauendes Rüsseltier. „Bei dem Vogel muss es sich um ein rares Exemplar des *aepyornis maximus* handeln!“ schlussfolgerte ich. „Quatsch, der *aepyornis* ist vor tausend Jahren ausgestorben und galt als flugunfähig!“ „Das ist eine Lehrmeinung aus den Schreibstuben der Evolutionsbiologie. Es existieren Berichte über Sightungen des Vogels – und zwar am Himmel!“

Antiken Quellen zufolge war der *aepyornis maximus* früher überall im subsaharischen Afrika anzutreffen. Seine menschlichen Zeitgenossen verblüffte er mit einer überaus originellen Methode des Beutefangs. Der *aepyornis* kreiste über der Savanne, schoss im geeigneten Moment auf einen Elefanten nieder, hob ihn in die Hüfte und ließ ihn dann aus einer Höhe von mehreren hundert Metern fallen. Danach hielt sich der Riesengreif am zerschmetterten Kadaver des Elefanten schadloos. Ich war mir sicher, dass genau ein solches Tier gerade im Himmel über unserem Toyota schwebte und wagte an Franz gewandt folgende kühne Prognose, „wetten, der lässt den Elefanten gleich fallen und macht sich dann über die Trümmer her?“ Und tatsächlich, noch bevor Franz meine Prophezeiung als Schwachsinn abtun konnte, schlug circa 150 Meter vor unserer

Windschutzscheibe der Elefant ein. Gleich darauf landete der Riesenvogel. Seine Schwingen verdeckten die Sonne und dunkelnden so den Schauplatz des unerhörten Vorgangs ab. Im Dämmerlicht konnten wir erkennen, wie der *aepyornis maximus* den Elefanten verschlang. In respektvollem Abstand standen einige Madagassen und schwingen ihre Macheten. Sobald der Vogel sein Mahl beendet hatte und wieder in die Luft gestiegen war, fielen sie über die Reste her. Franz und ich beglückwünschten uns zur unverhofften Zeugenschaft an diesem außerordentlichen Spektakel und fuhren, nun noch hungriger geworden, geradewegs zum nächsten Restaurant.





Wir lagen vor Madagaskar und hatten Franz West an Bord

Teil 4

Zéro macht Pause

Wir saßen auf der Terrasse eines gut beleumundeten Restaurants in Tamatave. Mühe-los führte Franz West die Klinge eines Opinel-Messers durch das opalisierende Fleisch seines Fischfilets. Das Sonnenlicht fiel schon schräg auf unsere Teller, was den dort aufgehäuften Leckereien aus Garten und Meer eine Aura der vollendeten Bekömmlichkeit verlieh – es war die beste Zeit des Tages. Euphorisch kreuzten wir unsere mit großen Happen vom Mérou bestückte Gabeln, als würden wir mit Sektgläsern einen Toast auf ein wohlglittenes Geburtstagskind ausbringen. Der Fisch war gerademal drei Stunden tot, was seinem Pavé jene vollendete Elastizität im Biss ermöglichte, die Franz West so sehr liebt, dass er bei anderer Gelegenheit darüber schon ins Dichten geraten ist. Ich befürchtete ihn gleich vor lauter Zufriedenheit Singen zu hören, zumal es unsere erste richtige Mahlzeit seit Tagen war. Um unseren Tisch schwarzelten adrett gekleidete Bedienungen, die sich in einem säuselnden Kreol-Französisch wiederholt nach unserem Befinden

erkundigten. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite fanden Bauarbeiten statt. Zwischen zwei Gängen lenkte Franz West meine Aufmerksamkeit auf folgende Szenerie. Drei noch junge Madagassen standen dort um ein Loch im Asphalt und reichten einfache Werkzeuge in die Tiefe, wo ein Vierter, dessen Kopf geradeso übers Pflaster reichte, ohne Lärm zu erzeugen gemütlich hantierte. Offensichtlich behoben sie einen Wasserrohrbruch. Als sie unsere Blicke spürten, kam einer der Arbeiter näher und zeigte nach Art eines Gangsterrappers, beidhändig mit je drei abgespreizten Fingern, auf sein T-Shirt. Dort stand in großen Lettern: „Je pisse sur la tete des racistes du haut de la tour Eiffel.“ Franz West und ich waren verblüfft und machten zur Sicherheit die Alles-Bingo-Geste. Rechts von den Bauarbeitern saß ein Häuflein Bettler im Rinnstein. Die Erwachsenen kämmten sich gegenseitig die Haare, die Kinder spielten „Hilfswerk“. Pantomimisch ahmten sie den Alltag in von internationalen Hilfsorganisationen geführten Waisenhäusern, Kindergärten und Behelfs-

schulen nach, wo sie bis zur Streichung aller Hilfgelder 2009 aufgewachsen waren und wohl die sichersten und sorgenfreisten Jahre ihres Lebens verbrachten. Ab und zu unterbrachen sie dieses nostalgische Spiel und kamen über die Straße, um die Gäste des Restaurants anzubetteln, bis sie von den Bedienungen von der Terrasse vertrieben wurden. „Égoïste“, riefen die Kleinen dann, „Vazaha, Égoïste“. Auf ihrer Seite der Straße angekommen, führen sie mit ihrem Spiel fort. „Sie werden uns nie verzeihen, dass wir sie im März 2009 im Stich gelassen haben“ sagte Franz West. Nach einem Staatsstreich des vormaligen Discjockey Andry Rajoelina stellten damals alle Geberländer ihre Entwicklungshilfeszahlungen ein und zogen die in Madagaskar stationierten Mitarbeiter etlicher Hilfsorganisationen mit der Begründung ab, internationales Recht würde die Zusammenarbeit mit einer nicht legitimierten Regierung untersagen. Von heute auf morgen brach die Versorgungslage auf der Insel ein, deren Staatsetat zu etwa 70 Prozent aus internationalen Hilfgeldern bestand. Ich pflichtete Franz West Einschätzung bei, winkte den Kindern zu und rief aus meiner Verlegenheit heraus, „eritis sicut Deus!“ „Bist Du verrückt?“ Franz Wests Blick strafte mich mit Abscheu, „das sind die Worte der Schlange beim Sündenfall, 1.Mose 3,5“, „Mir fiel auf die Schnelle nichts anderes ein, der Spruch schien mir einen gewissen Trost zu vermitteln, eine goldene Zukunft in Aussicht zu stellen.“ „Die haben hier keine Zukunft, alles was sie wollen, wollen sie jetzt! Und was sie garantiert nicht wollen, sind milde Worte aus dem Mund eines edelfischfressenden Zynikers.“ „Die verstehen hier doch überhaupt kein Latein“, beschwichtigte ich, schon in Sorge, Franz West würde ob meines Fehlverhaltens aus Protest ein weiteres Mal in die Embryonalstellung wechseln. Doch soweit kam es zum Glück nicht, der just in diesem Moment aufgetischte vierten Gang, eine einfache tarte au citron, hielt Franz West vom Einnehmen der Schmolllhaltung ab.

Wir bestiegen ein Pousse-Pousse, eine handgezogene Rikscha. Der Fahrer, ein kräftiger Madagasse mit freiem Oberkörper, begrüßte uns mit den Worten „J'appelle Zéro Faute!“ Ich fragte, wie er zu diesem seltsamen Namen komme und erfuhr, dass er die Stadt wie seine Westentasche



Andry Rajoelina, der erfolgreiche Discjockey und vormalige Präsident der Bananenrepublik Madagaskar tätigt wichtige Staatsgeschäfte auf einem Markt in Moramanga.



Recht hat er: Politisches Statement beim Beheben eines Wasserrohrbruchs

kenne, sich noch nie verfahren, in keinem Stau gesteckt und daher null Fehler habe. Von diesem Leistungsprofil angetan, vereinbarten wir gleich eine mehrstündige Tour durch Tamatave. Unter einem roten Sonnendach saßen wir gemütlich auf der hellblauen Sitzgarnitur und blickten auf den dunkelbraunen muskulösen Rücken Zéro Fautes. Der schuffete sich ab, rannte barfuß über den heißen Asphalt. Wir erreichten eine beträchtliche Geschwindigkeit; Läden, Fußgänger und Straßenvieh flogen an uns vorüber. Nach einigen Minuten erschienen auf Zeros Haut große glänzende Perlen, die sich in schöner Regelmäßigkeit lösten, längs seinem Rückgrat kleine Bäche bildeten und in seinem Hosenbund verschwanden. Ich war begeistert. „Echter Schweiß! Nektar ehrlicher Arbeit, das goldene Harz des Lumpenproletariats! Kein dünnflüssiger Investorschweiß, kein nach Adrenalin stinkender Spekulant-Angstschweiß, nein, echter, grundguter, moralisch unbedenklicher Schweiß!“ „Jetzt komm mal wieder runter“, bremste Franz West meinen Überschwang, „du glaubst doch wohl nicht, dass ein Pousse-Pousse-Chauffeur noch groß

schwitzt, der fährt den ganzen Tag durch die Gegend, der ist das gewohnt.“ „Kein Schweiß bei dieser Affenhitze? Und was läuft da seinen makellosen Rücken runter, Wasser?“ „Ja, Wasser! Er spritzt es sich vor jeder Tour unter die Haut, durch die Muskelbewegungen beim Ziehen der Rikscha wird es aus seinem Gewebe gepresst und kommt an die Oberfläche!“ „Das ist doch Humbug, Franz, warum sollte Zéro das tun?“ „Um den Fahrpreis hochzutreiben, um schweißaffinen, sentimentalen Sozialromantikern wie Dir, die beim Anblick frühkapitalistischer Sklavenarbeit anfangen Arien zu singen, mehr Geld aus der Tasche zu ziehen!“ Unterhalb Zéros Schulterblatt nahm ich mit meinem linken Zeigefinger einen Tropfen Schweiß auf und leckte: „Das ist echter Schweiß, jede Wette!“ Franz West zückte sein Smartphone, benetzte die Kameralinse mit einigen Tropfen von Zéros Lendenwirbelbereich und aktivierte eine App zur Überprüfung der Echtheit von Schweiß. „Klarer Fall von Betrug! Die Zusammensetzung dieser Flüssigkeit hat mit der von echtem Schweiß nichts zu tun. Mein Analyseprogramm zeigt mir eine nur

vierprozentige Übereinstimmung mit dem Schweiß einer fünfhundertköpfigen Vergleichsgruppe. Zéro verarscht uns!“ „Nein, Du lässt dich verarschen, von deinem Smartphone. Die App arbeitet mit Vergleichsdaten, die auf Schweißproben beruhen, die Leuten in Silicon Valley nachts nach dem Spätfilm entnommen wurden. Du kannst Dir vorstellen, was die ausdünsten, nach vier Stunden Sofa, drei Pizzen Calzone, fünf Dosen Red Bull mit Wodka und zehn Pfeifen Crystal Meth!“ „In Silicon Valley rauchen sie kein Meth sondern Crank! Aber egal, ich lass Dir das durchgehen... Was ist denn da vorne los, ein Aufmarsch?“ Wir fuhren direkt in eine große komplett weiß gekleidete Menschenmenge, an deren Spitze drei beleibte Frauen im Tanzschritt drei ominöse Holzkisten auf dem Kopf trugen. Eine kakophonische, von einem halbsbrecherischen Rhythmus vorangetriebene Musik beschallte das Szenario, der Pulk war gehörig am Swingen. Schief grinrende Erwachsene schwenkten Kanister mit Rummixgetränken, mehrere Individuen gerieten in Verückung, spuckten das Feuerwasser auf die Holzkisten oder schütteten

gleich ganze Becher auf die Behältnisse. „Was geht hier vor, Zéro Faute?“, erkundigte sich der Stauhasser Franz West in recht unfreundlichem Ton. Zéro blickte peinlich berührt drein. Der ganze Stolz eines madagassischen Pousse-Pousse-Chauffeurs gründet auf seiner Fähigkeit jeglichen Stau zu umschiffen, denn Stillstand ist Niederlage, er schmälert den Ruf und auch den Lohn. Der Name eines Fahrers, der seine Kundenschaft in einen Stau navigiert hat, verbreitet sich im Dorf wie ein Lauffeuer. Für einige Tage bekommt dieser Pechvogel dann keine Klienten mehr und wird von seinen Kollegen geschritten. Der Gedanke, schon bald „Une Faute“ zu heißen, hämmerte in Zéros Hirn, dennoch erklärte er uns geduldig: „Hier findet eine Famadihana, eine Totenumwendung statt. Alle paar Jahre holen unsere Familien die Knochen ihrer Ahnen aus dem Beinhaus, tragen sie durchs Viertel und legen sie dann zurück.“ Dieses, auch im modernen Madagaskar noch übliche Verfahren, soll die Ahnen auf dem Stand der Dinge halten. Die Knochen werden aus dem Ossuarium geholt, in frische Tücher gewickelt, in einen Behälter gelegt und dann an

Die Famadihana genannte Totenumwendung, hier auf Ile Sainte-Marie





Sichtlich begeistert über die neuen Vaterfiguren: Die geretteten Zwillinge.

Orten vorbeigetragen, wo es seit der letzten Famadihana zu gravierenden Veränderungen gekommen ist. In einem eigentümlichen Singsang flüstern die Trägerinnen diese Neuigkeiten in die Holzkiste: Hier wurden drei Kinder geboren, hier haben sie ein neues Reisfeld gepachtet, dort ein größeres Haus gebaut, die haben sich scheiden lassen, der ist am Suff gestorben, die hat im Lotto gewonnen und lässt sich seither nicht mehr blicken. Je nach Ereignisdichte, kann dieser Update der Ahnen bis zu drei Tage dauern. Zum Schluss versammelt sich die ganze Sippe vor dem Beinhaus, verzehrt ein frischgeschlachtetes Zebu, trinkt dazu tüchtig weiter, und legt dann die Gebeine zurück ins Knochenhaus. Anders als Angehörige einer Kultur westlich-postmodernen Zuschnitts, denen beim Thema Tod meist die Gesichtszüge erstarren, feiern die Madagassen diesen Umzug der Knochen recht karnevalesk, mit großer Ausgelassenheit und einem Sinn für Pragmatik. Nicht selten finden im Rahmen dieser Totenfeiern Paare zueinander, werden Geschäfte vereinbart oder Händel beigelegt. Franz West stieg von der Rikscha und steuerte

auf die Holzkisten zu. Seinem skeptischen Blick war zu entnehmen, dass er diesen Aufmarsch für Hokuspokus hielt, für einen von Zéro inszenierten Stau, der einzig und allein dem Zwecke dient, die Weiterfahrt zu verzögern und so den Fahrpreis in die Höhe zu treiben. Mit großer Entschlossenheit hob er eine der Holzkisten vom Kopf der konsternierten Trägerin und blickte hinein. Als ob es da jemals etwas zu bezweifeln gegeben hätte, präsentierte er triumphierend einen bleichen Oberschenkelknochen und machte mit seiner anderen Hand die Alles-Bingo-Geste. Die Musik verstummte, die Tänzer hielten inne, ihre Gesichter formten entsetzte Fratzen, Kinder brachen lautlos in Tränen aus, selbst die Entrückten stellten das Spucken ein und sackten niedergeschlagen zusammen. „Alles Roger, sind Knochen im Kasten, keine weiteren Verdachtsmomente!“ rief Franz West in die abrupte Stille hinein. Ich drehte mich weg und vergrub mein Gesicht im hellblauen Rückenpolster des Pousse-Pousse, um einen heftigen Anfall von Fremdschämen vor den entgeisterten Madagassen zu verbergen.

Nach einer Schreckminute wurde den Famadihana-Leuten bewusst, was Franz West gerade eben getan hatte, wie unfroren er ein Sakrileg begangen und ein hunderte Jahre altes Ritual des Ahnenkults geschändet hatte. Schon waren die Mächten aus den Beinkleidern gezogen, schon lief eine Meute zorniger, hoffnungslos betrunkenen Jungmänner auf uns zu. An Flucht war nicht zu denken. Zéro sah seine Chance etwas gut zu machen, sein staubdingtes Minus zu saldieren. Er stellte sich vor die Aufgebrachten, beschwichtigte sie per Gestenspiel und redete auf sie ein. Des Malagassi nicht wirklich mächtig, bekam Franz West nur mit, dass es sich zuerst um Geld drehte und gegen Ende des Viehhandels, um Kinder. Jedenfalls eröffnete uns Zéro stolz folgendes Resümee: Die Zornigen würden uns verschonen, falls wir bereit seien ein Zwillingsspärchen aufzunehmen. Aus dem Kreis der Machetenjungs trat ein schüchterner Mann hervor, zwei Kinder an seinen Händen. In den Augen der Kleinen stand das Wasser, ob infolge Franz Wests unsensiblen Akt der Entweihung oder wegen der bevorstehenden Vertreibung aus ihrer Familie, war nicht zu klären. Jedenfalls hob der Vater sie nacheinander in die Luft, küsste sie ein letztes Mal und drückte sie uns in die Arme. Franz West grinste debil auf seinen Zweijährigen herunter, plapperte eia popeia und suchte mit seiner freien Hand in den Taschen seiner Cargohose nach Keksen. Ich hatte ein Mädchen bekommen. Sie schien sich nicht groß über die neue Vaterfigur zu wundern, sondern interessierte sich sofort für meine Eisvogellockpfeife, die ich ihr zum Spielen gab. Ihr lieblicher Vater machte grufllos und ohne sichtbare Gefühlsrührung kehrt und schloss zum Tross auf, der mittlerweile wieder am Totenfeiern war, als sei nichts gewesen. Verdattert wegen der unverhofften doppelten Vaterschaft standen wir auf der Straße und prüften mit unseren Nasen die Hosenböden der Kleinen. Kein negativer Befund. „Ihr seid Helden“, hob Zéro an, „ihr habt gerade das Leben dieser beiden süßen Kinder gerettet und den Vater von einer großen Bürde befreit! Gratulation, ihr seid barmherzige Vazaha.“ In einigen Regionen Madagaskars verlangt ein lokaler Aberglaube die Tötung von Zwillingen spätestens im dritten Jahr nach der Geburt. Die Stammesangehörigen gehen davon aus, dass



Mit Blick auf die Schlemmterrasse der Reichen, und umgekehrt.

ein Mensch immer das genaue Abbild eines vor einer Ewigkeit gestorbenen Ahnen ist. Kein Ahne kommt zweimal wieder. Daher muss es sich bei Zwillingen um ein echtes Kind und um einen bösen Geist, einen Klon, ein Plagiat handeln. Weil sich aber nicht feststellen lässt, welches Original und welches Fälschung ist, bringt man beide Kinder um. Freilich bringen das auch madagassische Eltern nicht übers Herz, daher suchen sie in den drei ihnen verbleibenden Jahren nach aufnahmewilligen Ersatzeltern. Das ist in einem bettelarmen Land sehr schwer zu bewerkstelligen, jedes zusätzliche Kind bedeutet kaum zu stemmende Ausgaben. Folglich ist es üblich Zwillinge an Vazahas zu übergeben. Zu viert bestiegen wir das Pousse-Pousse. Die neue Familiensituation erforderte einige Entscheidungen und Einkäufe. Die vergnügt in unseren Schößen sitzenden Sprösslinge brauchten etwas zu Essen, neue Kleider, Kuschtierchen, Spieluhren und einen Namen. Überdies brauchte Franz West etwas zu Kiffen, die gerade mal fünfzehn Minuten währende Vaterschaft zeitigte schon erste Stresssymptome, deren Milderung unaufschiebbar war. Die Liste der Besorgungen war also lang, doch der famose Zéro war schon auf dem Weg. Schwer atmend rief er, „wir fahren ins Quartier Mabib zu Mama Karim, die hat alles was ihr braucht und noch viel mehr.“

Alle Fotos © Hansjörg Fröhlich

WIR LAGEN VOR MADAGASKAR UND HATTEN FRANZ WEST AN BORD

Teil 5



Ein Lemur blickt neugierig aus den Baumwipfeln

Ich hatte Franz West lange nicht gesehen. Seit unserem letzten gemeinsamen Abenteuer waren Jahre vergangen. Gerüchte, dass er sein Vagabundenleben aufgegeben und im beschaulichen Fort Dauphin eine Familie gegründet habe, ließen sich nicht bestätigen. Sicher aber war, dass er die von uns gemeinsam adoptierten Zwillingsgeschwister, vom Singlevater-Dasein überfordert und entnervt, in die Obhut eines Waisenhauses auf La Réunion gab. Ich selbst kehrte für einige Zeit nach Europa zurück, eine Pandemie und ein Bruderkrieg gingen ins Land, Inflation lag den Leuten auf den Taschen und die letzte europäische Monarchin alten Schlags verschied. In dieser recht trostlosen Zeit erreichte mich eine SMS aus dem Regenwald: „Habe mich neu erfunden. Ein Utopia gegründet. Es wird die Welt retten. Bitte schnell kommen! Salut, Franz West.“ Es folgten die GPS-Koordinaten $\delta 14^{\circ} 56' S, 49^{\circ} 51' E$. Ich schnappte meinen Seesack, der die ganzen Jahre neben der Wohnungstür stand, verließ das Haus und fuhr zum Flughafen.

Wir fuhren flussaufwärts. Im Boot, einem ausgehöhlten Teakholzstamm, fünf Einheimische und ich, der Fremde. Auf eventuellen Drohnfotos wäre ich am blauen Hemd zu erkennen gewesen. Die Strömung war mäßig, wir kamen gut voran. An den Ufern dichte Vegetation. Bildhübscher Mischbewuchs. Bestimmt zehn zwölf Baumarten in sanft abgestuften Grünschattierungen bildeten Galeriewälder. In den Wipfeln hockten Sifaka-Lemuren. Ihr Rufen, mal ein heißeres Bellen, mal

ein eifriges Zischen, mischte sich zu ausschweifenden Gesängen, die scheinbar direkt aus dem Totenreich herauftönten. Ich erschauerte unter einer nicht unangenehmen Gänsehaut auf Armen und Rücken. Am Fuß der mächtigen Palisanderbäume waren palmwedelgedeckte Holzhütten zu erkennen. Frauen in buntleuchtenden Wickelkleidern stampften Maniok in einem hölzernen Trog, dessen Gestalt einer Vulva nachempfunden war. Ein archaisches Fruchtbarkeitsritual, das praktischerweise gleichzeitig der Speisezubereitung dient. Zusammen mit Reis garantiert Maniok das Überleben hier im Dschungel. Das monotone, polyrhythmische Stampfen ergänzte die Lemuren-Hymnen zu einer formidablen Urwaldsymphonie.

Plötzlich stand das Boot. Die zwei Schiffer hatten das Rudern nach Stand-Up-Paddling-Art eingestellt. „Hé, les bateliers, pourquoi vous ne continuez pas?“, rief ich den beiden zu. Stumm zeigten sie mit ausgestreckten Armen und banger Miene ins Wasser. Etwa 100 Meter vor dem Bug der Piroge lagen schön parallel ausgerichtet sechs Krokodile im Fluss. Die anderen Passagiere blickten zufrieden auf die Echsen, kein Anzeichen der Ungeduld lag auf ihren nach wie vor vernünftigen Gesichtern. Einer stupste mich an und erklärte, dass wir jetzt warten müssten, bis die Tiere sich verziehen. Ich checkte reflexartig meine Vorräte, die nur für eine kurze Bootspassage bestimmt waren. Ich hatte fast kein Trinkwasser mehr. Das Flusswasser ist für Ortsfremde nicht genießbar, es enthält viele unge-

wohnte Keime und Amöben. Die ganze Situation leuchtete mir nicht ein, der Grund für den Aufenthalt erst recht nicht. Der Fluss ist hier so breit wie der Rhein bei Erstein, wo es nebenbei bemerkt einen gutsortierten ‚Leclerc‘ gibt, der das ganz vorzügliche Mineralwasser ‚Quézac‘ führt. Ich schloss für einen Moment die Augen und visualisierte die aufsteigenden Bläschen in einer gut gekühlten aquamarinblauen Flasche ‚Quézac‘. Durch diese Mikrovision erfuhr ich in dieser sich anbahnenden Stresssituation Linderung, schöpfte Kraft, die stoischen Schiffer erneut anzusprechen. Ich rief ihnen zu: „Hé, les bateliers, le fleuve est ici aussi large que le Rhin à Erstein, pourquoi ne pas simplement contourner les crocodiles?“ „C'est impossible à cause d'un fady“, erwiderten die Beiden und bedeuteten mir mit ihren entgeisterten Blicken, dass sie mich für einen bedauernden, unwissenden Ausländer hielten. Auch der Rest der Truppe unterstellte mir nun wohl geistige Immobilität. Mich störte das nicht weiter, mich störte vor allem die Immobilität der Piroge. Wieder stupste mich einer an und erklärte mir den Grund für den Stopp. Weil die Krokos quer zum Fluss lagen greife ein Tabu, das jede Weiterfahrt verunmögliche, da bei Zuwiderhandeln Gefahr für Leib und Leben drohe. Zudem seien es genau sechs Krokodile, für jeden Bootsinsassen eins. Das wiederum bedeute, jeder von uns würde bei dem Versuch die Krokos zu ignorieren sofort sterben. Denn in den Echsen würden unzufriedene Seelen hausen, die möglichst schnell ins Reich der Ahnen aufsteigen möchten. Das können sie aber erst, wenn Ersatzseelen bereitstünden, die dann den freiwerdenden Platz im Echsenleib beziehen würden. In diesem Fall wären das die sechs Seelen die jetzt gerade noch gelangweilt im Boot saßen. Würden die Krokos längs zum Fluss liegen, würde das Fady nicht greifen, wir hätten freie Fahrt. Pech gehabt also. Ich verinnerlichte diese Information und blätterte vor meinem geistigen Auge all die Buchseiten durch, die ich vor meiner Reise zum Thema Fadys und Tabus bei indigenen Völkern gelesen hatte. Schnell fand ich das entsprechende Fady und auch die Info wie man es auflöst. Ich stand auf, versuchte auf der schwankenden Piroge einen ausbalancierten Stand zu finden und rief, „Est-ce qu'il y a un descendant d'un chef ici?“ Eine Frau auf dem vordersten Sitz meldete sich. Ich ging zu ihr und entnahm ihrem prächtigen aus Blüten und sonstigen Fundsachen gestalteten Haarschmuck eine Vogelfeder. Behände zog ich die wohl von einem Vasa-Papagei stammende Feder durch das Flusswasser, sechsmal vor und sechsmal zurück. Kaum hatte ich diese Ritualpraktik beendet drehten die Krokodile bei und schwammen flussaufwärts, grad so als würden sie ausparken.



Das Taxi des Dschungels: Piroge mit Chauffeur

Die Piroge näherte sich nun einem Fleckchen Sand am Ufer des Flusses. Mächtige Baumriesen und üppiges Gestrüpp begrenzten diesen provisorischen Anlegeplatz. Über der Szenerie lag milchiger Dunst, die Luftfeuchtigkeit hatte ihr Tageshoch erreicht, es war windstill und drückend heiß. Die Natur schwieg, nur das Eintauchen der Paddel ins Wasser und ein gelegentliches Ächzen der Schiffer war zu hören. Als das Boot Bodenkontakt hatte bedeuteten mir die Schiffer ich solle schleunigst aussteigen. Ich warf meinen Seesack auf die Uferböschung. Kaum hatte ich Boden unter den Füßen, legte das Boot ab. Die Schiffer bekreuzigten sich heftig, die restlichen Passagiere hielten sich ängstlich Augen und Ohren zu, wohl lag auf diesem Abschnitt des Ufers ein Fady, das die Sinnesorgane ruiniert. Ich schulterte mein Gepäck und machte mich auf den Weg. Das dichte Gestrüpp aus Schlingpflanzen und der Tropendunst machten die Orientierung schier unmöglich. Doch mein GPS zeigte an, dass mein Ziel nicht allzu weit in südöstlicher Richtung liegen müsse. Nach gut einer Stunde öffnete sich die Vegetation, eine Lichtung, vielleicht eine gerodete Fläche, lag vor mir. Ich beschleunigte meinen Gang, steuerte eine leichte Anhöhe an, aus der Rauchsäulen aufstiegen. Als ich näherkam, erhob sich ein lautes Konzert aus Lemurengebrüll und Vogelschreien, die Tierwelt kündigte meine Ankunft an. Jetzt hörte ich auch menschliche Stimmen und Musik.

Hansjörg Fröhlich

Verzehrfertiges Maniok?

Alle Abb.: © by hjf



WIR LAGEN VOR MADAGASKAR UND HATTEN FRANZ WEST AN BORD

Teil 5.2



Links: Sandros Solar Bar. Rechts: Franz Wests Hütte mit Thron und den beiden Plastikschüsseln, die noch eine Rolle spielen werden

Recht erschöpft aber voller Vorfriede trat ich aus dem Dschungel. Auf der Lichtung waren etliche Behausungen zu sehen, eine bunte Mischung aus den üblichen Wellblech- und Palmwedelhütten, dazwischen aber auch mehrere Bauten aus Zement und Sandstein, wie man sie mitten im Busch nicht erwarten würde. Aus einem Wellblechverschlag stürmte mir ein mittelalter Typ in Nike-Shorts entgegen und umarmte mich heftig. Sein Atem roch nach Selbstgebranntem, seine Haltung war schlagseitig, dennoch stellte er sich in korrekter Aussprache als Sandro vor. „Ich betreibe hier vor Ort „Sandros Solar Bar“, die einzige Kneipe, und bin der Sekundant des Obergurus“. Mehr als er mich führte, zerrte er mich in einen bizarren Wellblechkubus, wo neben einigen Flaschen Busch-Rums etliche Musikinstrumente rumstanden. Im Dach war ein Loch, durch das um genau 12 Uhr Mittag die Sonne auf ein am Boden liegendes winziges Fotovoltaikenelement schien, das Strom für das einzige Handy des Camps lieferte. Ein Nokia der ersten Generation. Es musste das Telefon von Franz West sein, auf dem er jene SMS schrieb, die dieses Abenteuer erst ins Rollen brachte. Zumal das Gerät einen Hawkwind-Aufkleber trug, ein untrüglicher Hinweis auf den legendären Madagaskar-Reisenden und Sinnsucher der er war. „Wo ist Franz West?“, fragte ich Sandro. „Der ist Fischen, du kannst dein Gepäck auf der Terrasse seiner Hütte abstellen“. Es wies auf ein recht robustes Haus mit zwei Türen und einer thron-

artigen Sitzgelegenheit nebst zwei Plastikwaschschüsseln in Grün und Rot auf der Veranda, das gleich neben Sandros Solar Bar stand. Ich legte mein karges Bündel nieder und dachte mir, hier also lebt Franz West. Hier also schlug er seine Zeit tot, während im Rest der Welt Pandemien und Kriege wüteten. Mein Herz lachte ob der Verwegenheit dieses unglaublichen Kerls. Ich ließ mich auf dem Thron nieder und starrte in die Nachmittagssonne. Die Kunde meiner Ankunft hatte wohl schon die Runde durchs Dorf gemacht, denn jetzt liefen etliche Leute herbei, um mich, den Neuling, den Vazara aus dem fernen Norden zu mustern. Ein erstaunliches Völkchen versammelte sich vor der Veranda. Ausgebrannte Europäer, ausgeflippte Amerikaner, überarbeitete Asiaten und natürlich etliche Madagassen unterschiedlicher Ethnien. Allesamt Männer, Frauen und Kinder, die von den Zuständen und Lebensbedingungen in ihrer jeweiligen Heimat die Nase voll hatten. Gebeutelte, Überdrüssige, Neugierige, Rastlose und Drifter. „Während wir auf Franz West warten, können wir einen Rundgang durchs Camp machen, damit du einen Eindruck von der Größe seiner Idee und der Sorgfalt ihrer Umsetzung bekommst“, meinte Sandro. Ich hatte keine Ahnung, wovon er sprach, doch ich ließ mich von den Leuten gerne durchs Lager führen, auch in der Hoffnung, etwas zwischen die Zähne zu bekommen, denn mein Vorrat an Studentenfutter war aufgebraucht. Bei näherer Betrachtung stellte sich das Camp als struktu-

rierter heraus, als es zunächst schien. Es gab Werkstätten verschiedener Branchen, Schulgebäude, gezimmerte Bühnen mit Reihen von Betten, die ich für ein Freilufthospital hielt, bis wir am tatsächlichen Krankenhaus vorbeikamen. Auffällig war, dass auf unserem Rundgang durch die Siedlung alle paar Minuten die Farben der Häuser wechselte, so gab es ein gelbes, eine blaues, ein rotes und grünes Quartier. Als ich Sandro fragte, was es damit auf sich habe, grinste er verschmitzt, „das wird dir der Oberguru selbst erklären“.

Und da kam er auch schon. Wir waren am Ufer angekommen. Franz West stieg aus dem Fluss, einen riesigen Zackenbarsch geschultert und rief, „Sashimi für alle!“. Er sah gut aus, das Wasser perlte von seinem gebräunten, durchtrainierten Körper, nur sein Zahnstand war wie schon bei unserer letzten Begegnung vor Jahren ziemlich marode. „Ich wusste, dass dich meine SMS ins Abenteuerfieber stürzen würde, ich wusste, dass du mich suchen und finden würdest. Komm her mein Junge, lass dich drücken!“ Franz überreichte den Barsch an einige umstehende Campbewohner. „Bis das Essen fertig ist, kann es Stunden dauern, die sitzen hier lieber auf der Straße und spielen Gitarre als zu kochen. Lass mich dir derweil mein Utopia vorstellen“. Er nahm mich mit auf einen weiteren Rundgang durchs Camp. „Ich arbeite hier an einer Welt ohne Neurosen“, sagte Franz West mit Dozentenmiene. „Mein Dschungelcamp trägt daher den Namen Detraumatika“. „Was sollen die verschiedenen Hausfarben, Franz?“ Jedes Quartier habe seine Bestimmung gefunden. Ein jedes war zur Heilung einer Zivilisationskrankheit bestimmt, ein jedes trug zur Therapie eines festsitzenden verbreiteten Traumas bei, erklärte er.

Wir kamen zu den Ruhestätten unter freiem Himmel. Dort wurden Existenzmüde auf Betten gelegt, jeder trug eine seitlich übers Gesicht reichende Trichter-Halskrause, ähnlich jenen, die Hunde nach OPs bekommen. Damit blieb nur ein winziger ihnen persönlich zugewiesener Teil des Himmels sichtbar. So ganz ohne Ablenkung spürten sie schon nach wenigen Stunden die umfassende und beglückende Tragweite ihres Daseins. So ganz ohne Identität, ohne Tätigkeit, ohne Ablenkung oder Eigentum waren sie dennoch ein genau vorgesehener, und damit äußerst erwünschter Teil des Universums. Ein tröstendes Erlebnis, denn mehr Sinn als das Erwünschtsein, kann ein Menschenleben eigentlich nicht machen. Wenige Tage auf den Betten, so meinte Franz West und die vormals Müden würden ihre Existenz in vollen Zügen genießen. Eine andere Sektion des Camps hatte Franz für die Folgen der Pandemie einge-



Mit diesen Reisstrohhaufen therapiert Franz West die Rastlosigkeit

richtet. Post-COVID-Patienten leiden oft unter einem extremen Ausfall ihres Geruchssinns, sie riechen rein gar nichts. Wie Nasenblinde laufen sie durch eine Welt die leblos, geschichtslos erscheint. Franz West teilte sie zum Parfümdestillieren ein. Aus den Blüten des eigentümlich gekrümmten Ylang-Ylang-Baums wurde in holzbefeuerten Kesseln ein üppiges, tropisch-süßes Eau de Toilette gewonnen. Die honigfarbene Flüssigkeit verbreitete ein Odeur von derartiger Penetranz, dass sie unter Umgehung der Nasenschleimhaut direkt über Ohren und Rachen zum Kleinhirn vordrang, wo sie die entsprechende Geruchswahrnehmung auslöste. Singende, jublierende Leute waren nach einem arbeitsreichen Tag vor diesen Destillationsanlagen zu sehen, wie Wundergeheilte hüpften sie auf und ab, fassungslos über die nach monatelanger Geruchsblindheit neugewonnene Sinnesstärke. Franz West mischte sich unter sie und nahm ihre Dankesbekundungen huldvoll an. Vom aus dem Parfümverkauf gewonnenen Kapital sahen die Geheilten freilich nichts.

„Ich habe Hunger Franz, mir hängt der Magen bis zu den Knien. Was macht das Sashimi?“ „Die Freiwilligen der Kochbrigade sind bestimmt noch am Gitarre spielen. Sei nicht so ungeduldig, sonst schicke ich dich in die gelbe Zone, wo wir die Rastlosen therapieren.“ Er führte mich zu fünf Haufen aus Reisstroh. Dort waren kleine, aber wichtige Habseligkeiten der Rastlosen versteckt. Mühsam mussten sie durchs Stroh krabbeln, um sie zu finden. Was oft tagelang brauchte. Danach seien sie geduldig wie ein Stein, behauptete Franz West.

Hansjörg Fröhlich



Hier zog Franz West den Zackenbarsch aus dem Fluss.



Der Vorplatz der Küche, wo abends gegessen wird.

WIR LAGEN VOR MADAGASKAR UND HATTEN FRANZ WEST AN BORD Teil 5.3

„Ich will kein Tischler mehr sein“, sagte Sunil, ein Madagasse, der erst vor wenigen Wochen ins Camp kam. Franz West tätschelte wohlwollend seinen Kopf. Vor der kleinen Freilichtbühne hatten sich etliche Interessierte versammelt, um Wests Ausführungen zum Thema Ich-Identität zu hören. Wir befanden uns im blauen Sektor, wo Ich-Krisen und falsche Selbstbilder therapiert wurden. „Ich möchte Arzt sein, ich hätte ein Stethoskop um den Hals, würde gebügelte Hosen tragen und einen weißen Kittel in dessen Brusttasche ein Kugelschreiber steckt“, fuhr Sunil mit leidender Miene fort. „Die Leute wollen ihr Leben ändern, jetzt sofort und radikal. Sie wollen ein anderer sein, den Zyklus von Entstehen und Vergehen abkürzen. Sie können offensichtlich nicht warten, bis sie wiedergeboren werden“, sagte Franz zum Publikum. Und an Sunil gewandt: „Du wirst als Arzt die gleichen Fehler machen, die du als Tischler machst. Nur als Arzt können die Folgen dieser Fehler viel gravierender sein. Daher bist du Tischler, du musst noch üben.“ Der unzufriedene Tischler ließ jede Hoffnung fahren und verließ gebückt die Bühne. Es folgten weitere Patienten mit teils skurrilen Wünschen, Dicke wollten Unterwäschemodells sein, ein ehemaliger Start-up-Unternehmer wollte Geburtshelfer werden, eine Fischerin Präsidentin und ein Bestatter sah seine Zukunft im Finanzwesen. Allen erteilte Franz West den Ratschlag zu bleiben, wer sie sind und einige Wochen im Sektor für Existenzmüdigkeit auf den Freiluftbetten zu verbringen, dort würden sie ihr derzeitiges Dasein annehmen und lieben lernen.

Wir liefen weiter durchs Camp, es begann zu dämmern und ich hatte unvorstellbar großen Hunger. Franz wollte die Besichtigung des Lagers fortsetzen, doch ich weigerte mich: „Ich werde keinen Meter mehr weitergehen, bevor ich nicht etwas in den Magen kriege.“ Also steuerten wir direkt auf die Küche zu. Dort zerlegten zwei Novizen den Zackenbarsch. Sandro stand mit Paul-Bocuse-Mütze daneben und wählte die besten Stücke aus. Dann führte er mit eleganten ausholenden Bewegungen ein höllenscharfes Messer durch die Filetstücke. Feine Sashimi-Scheiben fielen auf große Bananenblätter die als Teller dienten. Im Hintergrund köchelte eine Tunke aus Tamarinden, Limetten und Voatsiperifery-Pfeffer. „Die Säure der Tamarinde, die erfrischende Fruchtigkeit der Limetten umarmen sanft die milde Schärfe und die Mentholdüfte, die Anklänge von Vanille und Holz, sowie die sehr dezente Muskatnote dieses raren madagassischen Pfeffers“, dozierte Sandro. „Ich habe ihn vergangene Woche bei Vollmond selbst im Busch gesammelt. Wäre dabei fast draufgegangen. Beim Pflücken der traubenförmigen Früchte liefen mir zwei Tausendfüßler über die Hand.“ „Na und, Tausendfüßler sind doch eh harmlos“, erwiderte ich. „Nicht bei uns im Wald. Dort lebt der *Scolopendra morsitans*, sein Biss kann zu einer mehrtägigen kompletten geistigen Umnachtung führen. Du stirbst zwar nicht direkt durch den Biss, aber du verirrst dich im Wald, verdurstest oder verhungerst, weil du nicht mehr begreifst, dass du essen musst.“ Sandro zeigte mir zwei

entzündete Stellen auf seinem rechten Unterarm. Franz schaltete sich in die Konversation ein: „Wir haben ihn rausgezogen aus dem Wald. Wann immer einer von uns bei Vollmond in den Pfeffer geht, binden wir ihm ein kilometerlanges Seil um seine Taille. Wenn er bei Morgengrauen nicht zurück ist, ziehen wir am Seil. Als wir Sandro endlich im Dorf hatten, war er total dicht vom Tausendfüßlergift. Er wusste seinen Namen nicht mehr, faselte in verwaschener Sprache wirres Zeug von rachsüchtigen Ahnen, die ihn mit Fischgräten piesackten. Ich knallte ihm eine und schüttete ihm eine halbe Flasche Rum übers Gesicht.“

Es waren etwa zwei Dutzend Leute gekommen. Sie saßen und lagen auf Matten aus Raphiastroh, die vor der Küche auf einem Areal gestampfter Erde ausgebreitet waren. Die Novizen verteilten das Abendessen. Auf einem Stück Bananenblatt waren jeweils drei Scheiben Sashimi drapiert, in deren Mitte stand ein kleines Kokosnusschälchen mit der Tamarindensoße, in der eine weiße Ylang-Ylang-Blüte schwamm. Lampions aus Reispapier spendeten ein mildes Licht. Insekten kreisten um diese Laternen, warfen diffuse Schatten, kamen aber den Essenden nie zu nahe, da auf den Matten Blätter Zitronenmelisse verstreut waren. Vom Wald her ertönte das Rufen, Zischen, Pfeifen, Summen, Sirren, Knurren, Meckern und Quaken der tropischen Nacht, ein köstliches Dschungelkonzert. Als alle ihre Portion bekommen hatten, erhob sich Franz West von seiner Matte. Erst rieb er mit der flachen Hand über seinen Bauch, dann legte er beide Hände aufeinander und führte sie an seine linke Wange, dann nahm er die Hände seitlich an seinen Kopf, steckte jeweils einen Daumen ins Ohr und bewegte die Handflächen nach Art eines flügelschlagenden Vogels. Nach einer kurzen Kunstpause rief er halb singend, halb schnurrend: „Bien manger, bien dormir, donc bien détraumatiser!“ Alle klatschen und einige johlten, dann machte sich ein jeder über sein Sashimi her. Leise sprach ich zu meiner Sitznachbarin Yolande, einer Grundschullehrerin aus Île Maurice, „Ist er noch ganz dicht, was soll diese Pantomimenummer?“ „Das macht er jeden Abend beim Essen, es ist sein Leitspruch in Französisch und in seiner eigentümlich theaterhaften Gestensprache. Er will die Leute im Camp daran erinnern, dass seiner Meinung nach guter Schlaf und gutes Essen ausreichen, um neurosenfrei zu bleiben.“ „Und was meinst du, hat er damit recht?“ „Das ist schon ein supersimples Konzept, aber ich glaube im Großen und Ganzen tut



Der Tausendfüßler *Scolopendra morsitans* wurde Sandro fast zum Verhängnis. © wikipedia.org

dieser naturalistische Minimalismus den meisten Leuten gut, jedenfalls schadet er nicht. Ich würde allerdings einen dritten Aspekt hinzufügen.“ „Und der wäre?“ „Das möchte ich dir lieber unter vier Augen erklären“, sagte Yolande mit grinsendem Gesicht und lachenden Augen. Das Sashimi war köstlich konnte meinen Bärenhunger jedoch nicht im Geringsten stillen. Schließlich hatte ich seit ich am Mittag auf der Piroge meine letzten Studentenfutterreste vertilgt hatte nichts mehr gegessen, bin aber stundenlang durch die Waschküchenhitze des Dschungels gelaufen. Ich gesellte mich zu Sandro, der an einem Pfosten der Küchenveranda saß und ein schmachtendes Südseelied auf der Ukulele spielte. Auf seinem angewinkelten Knie balancierte ein Glas Rum. „Wo gibts Nachschub, Guitarrista?“ Sandro deutete mit dem Kopf auf einen Tisch, wo noch einige Fischescheiben lagen. Ich verschlang zwei dicke Scheiben, spülte mit dem Rum von Sandros Knie nach und machte mich dann auf den Weg zu Franz' Haus wo mein Gepäck lag und wo sich mutmaßlich mein Nachtlager befinden würde. Als ich dort eintraf, saß Franz West auf der Veranda und sortierte Zettel, die er einer roten und einer grünen Schüssel entnahm. „Was machst du da, du alter Vagabund?“ „Erzähl ich dir morgen. Hinter der linken Tür da steht dein Bett. Gute Nacht, schlaf gut!“

Hansjörg Fröhlich



WIR LAGEN VOR MADAGASKAR UND HATTEN FRANZ WEST AN BORD

Teil 5.4

Das Bett war eher eine simple Liege, zwischen vier Pfosten war ein Geflecht aus den Wedeln der Raphia-Palme aufgespannt, das als Matratze diente. Über dieser Bahre war ein löchriges Moskitonetz aufgespannt. Normalerweise hätte ich sofort mit Reparaturarbeiten begonnen. Hätte die Löcher mit Wäscheklammern oder Heftpflastern verschlossen, um einer Stechmückenattacke zu entgehen. Doch ich war viel zu erschöpft, schon halb im Schlummer zog ich mein verschwitztes Gewand aus, legte mich auf die Schlafstatt und löschte das Kerzenlicht.

Wenige Stunden später erwachte ich in ein Getöse hinein, das mich hochschrecken und Bange werden ließ. Draußen vor der Hütte brüllte jetzt der Dschungel. Ein Fiepen, Rasseln, Blöken, Klappern, Juchzen, Klopfen, Husten, Bellen, Jaulen, Kreischen, Stöhnen und Gurren, das faszinierend war und gleichzeitig auf die

Nerven ging. Ein furioses Manifest des animalischen Nachtlebens. Hellwach im Stockdunklen auf dem Bett sitzend erfuhr ich die maximale Entfremdungssituation, die komplette Abkoppelung von allen kultur- und zivilisationsbedingten Ich-Aspekten und Gewissheiten. Das Vertrauen in meine eigene Sicherheit nahm im Minutentakt ab. Gedanken krochen in meine Hirnwindungen, plastisch wurde mir meine Verletzlichkeit bewusst, hier an diesem namenlosen Ort, mitten im Nirgendwo. Keine Straße, die hier hinführt, das nächste Krankenhaus zihundertete Kilometer entfernt, von der nächsten psychologischen Krisenambulanz gar nicht zu sprechen. Was, wenn das unbekannte Tier, das gerade im Dachfirst hin- und her huscht, im Laufe der Nacht runterkommt und mich auffrisst? Wer hilft mir dann? Von den Seelenfrieden suchenden Freaks im Camp würde ich keine Hilfe erwar-

ten können, zu sehr ringen sie mit der eigenen Stabilität. Und Franz West, jenen Reisegefährten, mit dem ich vor Jahren viele Male durchs Land gefahren bin, mit dem ich große verwegene Abenteuer erlebt habe und dabei keine Sekunde an seiner Verlässlichkeit, seiner Gewogenheit und Solidarität gezweifelt habe? Er hatte sich verändert, war nicht mehr jener Franz West, der als Ortskundiger, als furchtloser Fahrer und charmanter Mittelmann im oft von Missverständnissen geprägten Kontakt zur Landbevölkerung fungiert hat. Die Jahre hatten ihn engstirniger, ich-bezogener und auch herrschsüchtig gemacht. In seinem Umerziehungslager lebte er ohne Rücksicht auf Verluste und Menschlichkeit seine holzschnittartigen und ideologisch verbrämten Vorstellungen vom richtigen Leben, von der gesunden Gesellschaft aus, die mich an seiner Zurechnungsfähigkeit zwei-

feln ließen. Schockstarr mit verkraempfter Schultermuskulatur saß ich kerzengerade im Dunklen und fragte mich: Ist dieser Franz West, der wahrscheinlich im Zimmer nebenan nächtigt, gemeingefährlich, ein Irrer mit Allmachtsfantasien, ein psychotischer Sektenführer? Einer wie der Reverend Jim Jones, der einst im guyanischen Dschungel eine Siedlung für seine Anhängerschaft errichtete und sie dort mit einer Melange aus Spiritualität und Massenhypnose in den kollektiven Suizid führte? Ich war verzweifelt. Bar jeden beruhigenden Bezugsystems, maximal verunsichert verschlechte ich die Moskitos, die mit ihrem hochfrequenten Surren den Raum über meinem Bett erfüllten. Ein Mückenstich wäre in dieser angst-erfüllten Situation sicherlich noch das harmloseste aller möglichen Schicksalsszenarios gewesen, aber es war wenigstens eines, gegen das



Franz Wests Grab (Prototyp)

ich konkret etwas tun konnte. Gegen Morgen verstummte der Dschungel allmählich, das Tageslicht zog in meine Holzhütte ein und ich wurde beruhigter, innerlich gelassener, fasste wieder Vertrauen, atmete tief ein und aus und musste fast grinsen. Die angstlösende Wirkung der Morgendämmerung war verblüffend.

Nur wenig später hörte ich lautes Geschrei. Ich trat vor die Hütte. Dort redete Franz West auf den jungen Madagassen Faly im Befehlston ein. „Du willst also nicht am Puzzle teilnehmen, weil dir das zu beknackt ist?“ – „Ich habe keine Lust, deinem Narzissmus zu huldigen, und ich bin

nicht der Einzige, der das so sieht.“ – „Das Puzzle dient der Stärkung unserer Gemeinschaft, mit Selbstsucht hat das nichts zu tun. Du bist egoistisch, wenn du die kommunalen Aufgaben nicht erfüllst.“ – „Der Einzige, der sich der Gemeinschaft verweigert, bist doch du, Franz.“ – „Halt die Klappe und geh sofort zurück zum Puzzle!“ Faly läuft verdrossen weg. „Was ist hier los, Franz? Warum brüllst du den jungen Mann an?“ „Er verweigert sich dem Puzzlespiel, das geht gar nicht!“ Entgeistert blickte ich den zornesroten Franz an, er schwieg und deutete mir an, mitzukommen. Auf einer kleinen Lichtung fern der Hütten sah ich etliche gebückte Gestalten am Boden kleine Holzscheiben verschieben. Daneben lag ein fotografiertes Halbportrait von Franz West als Vorlage. In den Wochen zuvor haben die Camp-Insassen ein riesiges 10.000 Teile umfassendes Puzzle als Laubsägearbeit angefertigt. Daraufhin hatte Franz West die Teilchen heftig durchgemischt. Nun mussten die Insassen mühselig die Einzelteile so zusammenfügen, dass es wieder Franz' Konterfei ergab, Tag für Tag aufs Neue. „Was soll der Nonsens? Bist du noch ganz bei Trost, Franz?“ „Diese Übung dient dem Training der Geduld und löscht gleichzeitig die Langweile dieser Menschen.“ „Warum sollten sie diese Plackerei mitmachen?“ „Weil sie verzweifelt und unzufrieden sind in ihrem Leben. Nach all den fehlgeschlagenen Versuchen zufrieden zu sein!“ Eine weitere Gruppe junger Menschen war gezwungen, unter das Puzzle-Portrait auf fünf Meter Länge Franz Wests Lebensparole aus kleinen weißen Steinchen zu bilden: ‚Protect me from what I am, protect me from what I want!‘ Ich blickte Franz fest in die Augen und sagte: „Hör auf mit dem Scheiß, du wirst zum Despoten. Noch ein paar mehr solcher Demütigungen und sie werden dich meucheln.“ Franz grinste geringschätzend. „Auch dafür habe ich vorgesorgt. Komm mit!“

Er führte mich zum Fluss. Auf einer Anhöhe über dem Ufer lagen zwischen allerlei Unkraut ein Sack Zement, eine TV-Fernbedienung, eine halbvolle Wasserflasche, ein Spielzeugpuppenwagen, ein Handbesen und zwei Grabstöcke auf dem Boden. „Voilà, mein Grab! Oder genauer, der Prototyp meines Grabs.“ Ich war schockiert, wie konnte ein Mensch die Ausgestaltung seiner letzten Ruhestätte so lieblos und schlampig konzeptionieren. „Das ist absurd, Franz! Was sollen die achtlos hingeworfenen Utensilien bedeuten?“ „Das werden meine Grabbeigaben sein. Die Fernbedienung steht für meine Sehnsucht nach fernen Gefilden, der Puppenwagen für meinen unerfüllten Kinderwunsch, der Zement für meinen unverbrüchlichen Willen und Handfeger und Grabstöcke dienen dem Ausheben des zukünftigen Grabs und dem

Ausbuddeln meiner Knochen nach genau sieben Jahren.“ Er plante also eine Bestattung nach madagassischer Art, inklusive der späteren Graböffnung, der das Einwickeln der Knochen in ein Baumwolltuch folgt. „Ein schickes Tuch lasse ich derzeit von den Insassen weben, nach der Vorlage des Grabtuchs von Turin!“

Franz West war also bereit abzutreten. Alles wurde für sein Ende vorbereitet. Doch so weit sind wir noch nicht.

Hansjörg Fröhlich



Fortsetzung folgt in einer der nächsten
sonnendeck-Ausgaben.

Franz West will am Fluss begraben werden

Alle Abbildungen © Hansjörg Fröhlich



